

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Montag, 12. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery H. Gulden

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Einen Moment war sein schöner blonder Kopf frei. Der Regen fiel auf sein Gesicht. Virginia sagte:

„Gut, wenn Sie durchaus wollen, heute nachmittag.“

Und Thomas Rouff sprang in seinen Wagen. Ein Wirbelwind der Freude hatte ihn erfasst. Er fuhr hinaus ins Freie, und er fuhr ganz wie ein Verrückter.

Am Nachmittag rüstete er sich, um zu ihr zu gehen. Er fühlte sich wie ein wilder, fröhlicher Junge.

„Alexander“, sagte er, „ich habe sie gefunden.“

„Das freut mich sehr, Herr Rouff.“

Der Diener Alexander war unbeweglich. Thomas ärgerte sich. Aber gleich darauf dachte er gerecht: Was soll er denn machen? Er kann mir doch nicht um den Hals fallen.

Thomas Rouff bestellte am Telephon mit peinlicher Genauigkeit Blumen. Um fünf Uhr ging er fort.

Virginia Linker hatte keine Mutter mehr. Sie bewohnte das große Haus allein mit ihrem Vater. Sie war es gewöhnt, nach ihrem eigenen Willen zu handeln. Selten nur mischte sich der alte Linker hinein, und wenn ihm etwas nicht paßte, wußte Virginia ihn schnell umzustimmen. Er war nachsichtig. So etwa wie zu einem Kinde, dem man sein Spielzeug ruhig zum Entzweimachen überläßt. Bei Tische sagte Virginia:

„Thomas Rouff kommt heute nachmittag.“

„Sieh mal an. Wo hast du den aufgetan?“

„Papa!“

Virginias kleiner roter Mund schob sich nach vorn.

„Na, du brauchst nicht gleich Grimassen zu machen, man kann doch fragen“, sagte der alte Linker. Virginia zählte die Steine in ihrem Aprikosen-Kompott.

„Was will er denn hier?“, fragte Linker weiter.

„Ich weiß es nicht, Papa“, gab Virginia zur Antwort. In ihrer Stimme klang Ungeduld mit.

„So, so — na, wir werden schon sehen. Guter Name jedenfalls.“

Um fünf Uhr fünfzehn überreichte Thomas Rouff einen geradezu märchenhaften Strauß aus Maiblumen und Kiefer. Virginia sagte: „Oh, ich danke vielmals“ und legte ihn auf ein Tischchen. Sie trug ein grünes Seidenkleid. An den Handgelenken klirrten eine Menge Ketten und Ketten. Thomas Rouff, der Bunttheit in der Kleidung nie hatte ausstehen können, war entzückt.

„Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mir erlaubten, zu kommen.“

„Aber ich habe es Ihnen ja gar nicht erlaubt“, lachte Virginia.

„Nein?“ Thomas war erstaunt. „Aber das macht nichts, nun bin ich hier.“

Am liebsten hätte er das Mädchen gleich in den Arm genommen. Er fühlte bis in das Innerste seines Seins, daß er nie so geliebt hatte. Hatte er überhaupt vorher gewußt, was Liebe war? Alle Erlebnisse, alle kleinen Abenteuer waren vergessen, als seien sie nie gewesen.

Virginia ließ den Tee bringen. Thomas wandte kein Auge von ihr. Sie sprachen über allerlei, und obwohl Thomas sich später nicht hätte erinnern können von was, so schien ihm doch jedes Wort von ungeheurer Wichtigkeit. Dann kam Virginias Vater. Bernhard Linker begrüßte Thomas gleich sehr herzlich. Beide spürten vom ersten Augenblick an Sympathie füreinander.

Man kannte sich eigentlich schon dem Namen nach. Ein Wunder, daß man sich nicht eher begegnet war. Bernhard Linker brachte seinen großen, schweren Körper in einem Sessel unter. Er fühlte sich überaus gemütlich. Bald fing er ein geschäftliches Gespräch mit Thomas an.

„Wenn ihr über diese dummen Sachen redet, gehe ich hinaus“, drohte Virginia.

Linker lachte: „Was sagen Sie dazu, Herr Rouff?“

„Wir hören sofort damit auf“, sagte Thomas und versuchte, Virginias Blicke einzufangen. Sie ging um den Tisch und goß Tee ein.

„Nimmst du noch, Papa?“

Der alte Linker strich über sein welliges, graues Haar.

„Ja“, sagte er, „wenn ich meine Meinung äußern darf — ich bin nicht für das labbrige Zeug. Wie wäre es mit einem anständigen Cognat, Rouff?“

Thomas war einverstanden. Er hätte aber auch sonst mit Virginias Vater bedingungslos alles getrunken.

„Also schön — und recht kalt.“

Virginia ging selbst hinaus. Mitten auf dem Teppich in dem großen Raum sah sie wie ein Kind aus. Wie alt mochte sie sein? Eine sonderbare Nüchternheit überkam Thomas. Vor wenigen Tagen noch wußte er nichts von ihr, und nun sah er da mit ihrem Vater.

„Herr Linker“, sagte er unvermittelt, „es hat keinen Zweck, daß ich zögere oder langes Gerede mache. Ich liebe Ihre Tochter. Glauben Sie, daß sie meine Frau werden will?“

Bernhard Linker war doch etwas erstaunt:

„Aber Sie kennen sie doch gar nicht.“

„Ich liebe sie von ganzem Herzen“, beharrte Thomas Rouff.

„Sie ist solch ein Kind und ohne Mutter aufgewachsen“, sagte Linker. Es klang wie eine Entschuldigung. „Wollen Sie nicht —“

Thomas fiel ihm in die Rede.

„Verzeihen Sie, Herr Linker, aber ich habe nichts zu überlegen. Ich bin mir völlig klar darüber.“

Der alte Linker sah Thomas sehr aufmerksam an, und eine große Güte lag auf seinem Gesicht.

„Und trotzdem, Rouff, etwas Zeit lassen! Ich möchte mein Kind glücklich wissen. Und auch Ihnen wünsche ich von ganzem Herzen alles Gute. Nichts übereilen.“

„Ich bin kein dummer Junge mehr, Herr Linker.“

„Nein, das war Thomas Rouff gewiß nicht, und nicht viele Frauen würden ihm widerstehen, dachte Linker, der vorsonnen in dieses schöne, rassistige Männergesicht sah.

„Ich liebe Virginia, ich werde sie immer lieben.“

„Immer — das war eines der kleinen, großen Worte im Leben. Linker aber sagte:

„Ich glaube es Ihnen — und doch — aber was hilft es, am besten ist es schon, Sie einigen sich mit Virginia selber.“

Thomas Rouff holte tief Atem. Alles war gut. Virginia kam zurück. „Ich bin lange geblieben“, sagte sie, „aber Ferry Kerckhoven hat angerufen.“

Thomas beschloß, ohne diesen Ferry Kerckhoven auch nur im mindesten zu kennen, daß es mit dem Anrufen anderer Männer ein Ende haben müsse. Er bemühte

sich, eine Empfindung in Virginias Zügen zu lesen. Er sah nur ihre helle Haut, ihre hellen Augen, ihr helles Haar, das noch durch das Grün des Kleides gehoben wurde. Der alte Vinter goß den Rognak in die beschlagenen Schalen. Er trank.

„Nein, nein — nun, wir wollen hoffen, Rouff, daß Sie uns noch später die Freude machen. Nicht wahr, Virginia?“

„Gewiß, Papa“, sagte Virginia.

Es wurde Thomas sehr schwer, sich zu verabschieden. Wahrhaftig, er konnte zufrieden sein. Welches Glück hatte er gehabt! Es war gar nicht auszudenken. So ging er mit der Freude auf morgen.

Thomas Rouff mußte erfahren, daß es keineswegs leicht war, Verabredungen mit Virginia zu treffen. Sie schien über die Mäßen beschäftigt. Anproben, Bridge und Cratailpartien, Teegesellschaften und was es mehr gab. Dabei neigte sich die Saison ihrem Ende zu. Lange wollte Thomas das nicht ertragen. Als zwei Wochen vorbei waren, ohne daß sich etwas änderte, hielt er es nicht mehr aus.

„Wir sind nie allein“, sagte er zu Virginia, „wollen Sie nicht einmal mit mir spazieren gehen?“

„Was? Gehen?“ Virginia lachte.

„Warum denn nicht? Es ist schönes Wetter, und es ist herrlich draußen. Sie werden sehen —“

Thomas machte eine etwas übertriebene Reklame für seinen Vorschlag. Endlich hatte er Virginia soweit. Er fand alles sehr wichtig. Schon das Treffen an der Straßenecke schien ihm neu und wundervoll. Er sah Virginia kommen. Eine Zärtlichkeit ohnegleichen erfüllte ihn. Virginia sah sich nach dem Wagen um.

„Also wirklich laufen?“, fragte sie, nicht sehr begeistert. „Ist das denn so schlimm?“

Virginia gab ihrem roten Filzhütchen einen kleinen Kuck. „Na, dann meinetwegen.“

Thomas führte sie durch die stillen Straßen hinaus in das Freie. Er bemühte sich, Schritt zu halten, und manchmal berührte er leicht Virginias Arm, um sie zu führen. Wie klein war sie doch neben ihm.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Vinter?“

„Einundzwanzig“, sagte Virginia. Thomas hatte sie höchstens auf achtzehn geschätzt. Nach einer Weile fragte Virginia:

„Wohin gehen wir denn?“

Sie waren auf die Landstraße gekommen. Man sah weit über die Ebene. Rechts und links lagen die Felder. Die fette braune Erde war in Schollen aufgeworfen. Die grünen Rebstöcke mit der Wintersaat leuchteten.

„Wir haben kein Ziel. Ist das nicht schön?“, sagte Thomas. Er atmete die reine Luft ein.

„Man kommt so selten hinaus.“

Virginia schien sich nicht viel aus alledem zu machen.

„Jeden Tag möchte ich nicht hier sein.“

„Nein“, sagte Thomas, „das wollen wir auch nicht. Aber heute sind wir hier, und Sie kamen mir zuliebe mit. Nicht wahr?“

Er zwang Virginia sanft, ihn anzusehen.

„Ist es nicht so?“, wiederholte er dringlich.

„Ja.“

Virginia schickte einen Blick in die Gegend.

„Morgen gehe ich mit Ferry zum Golf“, sagte sie, plötzlich lebhafter.

Thomas Rouff fühlte Abwehr und Ungebuld: „Wer ist Ferry?“

„Nun, Ferry Kerthoven.“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Aber — das ist gelungen! Ferry ist der beste Golfspieler, der beste Schwimmer, der beste Tennisspieler — der —“

„Halt, halt“, sagte Thomas. „Mir schwindelt vor so viel Ruhm. Welch ein glücklicher junger Mann, daß er soviel Zeit hat.“

„Er zieht sich großartig an“, fügte Virginia der Auskunft noch hinzu.

Thomas Rouff, der für seine zurückhaltende, untadelige Eleganz bekannt war, wurde ganz unruhig in Gedanken an diesen Helden, der offenbar Virginia ge-

fiel. Er schämte sich dieses Gefühls, aber er konnte es nicht ändern.

„Gegen alles das kann ich natürlich nicht an“, sagte er und versuchte, seiner Stimme einen scherzenden Ton zu geben. „Lieben Sie ihn, Virginia?“

Er mußte diese Frage stellen, und jetzt konnte er nicht „Fräulein Vinter“ sagen.

„Lieben? Den Ferry Kerthoven?“ Virginia lachte. „Ich habe nie darüber nachgedacht.“

„Nun“, sagte Thomas, „dann wird es wohl auch nicht so sein, denn wenn man liebt, weiß man es.“ Er war sehr ernst geworden.

„Aber, daß ich Sie liebe, das wissen Sie doch, Virginia, und Sie müssen mir sagen —“

„Hallo“, rief Virginia, „ich glaube, da kommen Donovans. Wahrhaftig!“

Sie winkte, schrie und klatschte in die Hände. Der große weiße Wagen stoppte. Stimmen redeten durcheinander, eine kleine Bulldogge klaffte aufgeregt. Thomas Rouff fand die ganze Situation durchaus ärgerlich. Virginia machte ihn mit wenig Formalität bekannt. „Das ist Herr Rouff“, sagte sie und wies nach ihm hin, wie nach einer Sache, die man in die Ecke gestellt hat. Thomas merkte sich keines der Gesichter.

„Wollen Sie nicht mitfahren?“ sagte jemand zu Virginia, und sie schien wirklich entschlossen, die Einladung anzunehmen. Thomas Rouff fühlte, wie rot er wurde. Pöcherlich. Er wurde rot wie ein Schulfing. In diesem Augenblick begegnete er dem Bild einer Frau. Was lag doch darin? Spott, Verachtung, nein, es war noch etwas anderes. Und dieses andere schien Virginia plötzlich zu spüren. Sie drehte der schönen Frau Donovan brüsk den Rücken zu und sagte: „Danke, aber Herr Rouff und ich machen einen Spaziergang.“

Mit ein paar Schritten war sie an Thomas Seite. Der weiße Wagen verschwand.

„Virginia, süßes kleines Mädchen!“ Thomas griff nach ihren Händen und küßte sie. Ihm war zumute, als habe er ein herrliches Geschenk erhalten. Virginia sah noch immer dem Wagen nach.

„Diese alberne Person“, sagte sie, ohne daß der glückliche Thomas sich den Kopf darüber zerbrochen hätte, wen sie damit meinte.

„Kleines Mädchen“, wiederholte Thomas. Virginia sentte den Kopf. Ihre gelben Locken fielen nach vorn. Ihr kleiner Mund war etwas geöffnet. Irgendein süßes Parfüm duftete aus ihrem Fuchspelz. Ihr Gesicht war ruhig.

„Jetzt lehren wir um“, sagte Thomas, „und morgen sehen wir uns wieder. Wollen Sie?“

War das nun kein Erfolg? Thomas pries diesen Weg durch die Felder. Wie nah war er Virginia doch gekommen. Man mußte Geduld haben mit so einem jungen Ding. Aber wenige Tage noch, dann würde Virginia seine Braut sein. Es tat ihm wohl, zu wissen, daß ihr Vater so offenbar für ihn war. Virginia fing an zu laufen. Sie war froh, als sie wieder bei den Häusern waren. Sie wollte morgen mit Thomas in die Oper und sprach darüber, welche Plätze man nehmen würde und was sie anziehen wolle. Sie schien eine bestimmte Absicht dabei zu haben. Sie sah Thomas gutgelaunt an und sagte:

„Ich freue mich sehr auf morgen.“

Thomas geriet in einen Rausch des Entzückens. Er preßte Virginias Arm an sich.

„Und ich erst — ich!“

Und sie entzog sich ihm nicht.

(Fortf. folgt.)

Nicht mutlos sein.

Geht manchmal auch ein Schatten sich
Auf deine Straße, kühl und schwer.
Bald blüht die Sonne inniglich
Und tröstlich wieder zu dir her.

Reicht manchmal auch die schwere Zeit
Aus ihrem Reiche Leidenswein,
Sei mutig nur und tatbereit,
Dann schenkt sie wieder Glück dir ein.

Frans Cinota.

Sanjara.

Von Albert Leitlich-St. Andrä.

Bis aufs letzte Plätzchen war der Niesenzirkus gefüllt. Täglich mußten zahllose Besucher abgewiesen werden, weil kaum nach Beginn der Kassa-Eröffnung alle verfügbaren Plätze verkauft waren.

Mit Jubel und Beifallsgelächel dankten die Zuschauer für die trefflichen Leistungen der Truppe und der Clown Alex zeigte sich eben durch einige Saltomortale für die Anerkennung des Publikums erkenntlich.

Kaum war er jedoch verschwunden als jene Stille eintrat, welche die höchste Spannung der Zuschauermenge zu verraten pflegte.

„Sanjara, die Königin der Dschungel“ lautete die folgende Nummer des Programms, die mit brennender Neugierde erwartet wurde. Ging doch diesem Stern der Manege ein großer Ruf voraus. Schönheit und Grazie, Kraft und Unerlöschlichkeit wurden an der indischen Schlangenbeschwörerin gerühmt und die Kunde, das junge Weib entstamme einem indischen Fürstengeschlechte, trug nicht wenig zur Erhöhung der Spannung des Publikums bei.

Zwei mit kostbaren Teppichen verhüllte Koffer wurden durch die Manegebedienten herbeigebracht, das gesamte Stallpersonal bildete feierlich Spalier und die Musik spielte eine schmetternde Fanfare.

Sanjara erschien.

Fürwahr, die kühnsten Erwartungen wurden übertroffen von der wunderbaren Erscheinung. Schlank von Figur, von herrlichem Ebenmaß der Glieder, ungetrübt und jugendlich entzündete sie das Herz der Zuschauer. Aus ihrem Antlitz blühten ein Paar Augensterne, in die zu schauen gar wohl gefährlich sein mochte. Reiches Gewand aus Seide und Gold, vielfach mit königlichen Steinen besetzt, schmiegte sich den edlen Körperformen an.

Mit wahrhaft fürstlicher Würde und Anmut hantierte das entzündende Wesen mit den gleißenden Schlangen, die in langsamen Windungen sich um des Mädchens Körper ringelten, eine nach der anderen, bis ihre Masse ein Gewicht erreichte, zu dessen Stütze die Kräfte eines Herkules nötig erschienen. Aber ohne sichtliche Anstrengung ertrug das Mädchen die lebende Last und bewegte sich unter ihr scheinbar ungezwungen, nach dem Takte der Musik den reizenden Körper hin- und herwiegend.

Unter den Besuchern der Vorstellung war besonders einer, dem Sanjara es angetan, der Indienteilende und Naturforscher Doktor Leo Bonn, der den folgenden Nummern des Programms wie geistesabwesend folgte und nach der Vorstellung stumm und in sich gekehrt unter seinen Bekannten im Restaurant saß. Die Unterhaltung drehte sich begreiflicherweise um die eben gesehene Zirkusvorstellung und kam bald genug auf Sanjara.

Alle waren einig in der Bewunderung der reizenden Erscheinung, nur in bezug auf die Abstammung wurden Zweifel geäußert. Doch Doktor Bonn war in diesem Punkte Autorität; hatte er doch fünf volle Jahre in Indien verbracht, wo er Studien halber weilte; und daß er heute noch mit glühender Begeisterung der herrlichen Orte gedachte, wo er unter Kindern des Landes infolge seiner Sprachkenntnis und sonstigen persönlichen Eigenschaften viele Freundschaft geschlossen durfte, konnte kaum jemand wundernehmen. Er war es, der mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung die Rassenneugier der Indierin verfolgte und mit schlagenden Beweisgründen ins Treffen rückte.

Hatte doch die liebreizende Erscheinung höchst angenehme Erinnerungen in ihm wachgerufen, ihn zurückverlegt in jene seligen Tage, die er am Ufer des heiligen Stromes verbracht! Ja, genau so waren sie, die schönen Töchter der höheren Stände Indiens, der namlige dunkle Teint, die gleichen verädelnden Glutaugen, dieses wundervolle Ebenmaß der Glieder; kurz, an der Echtheit war nicht zu zweifeln und daß die junge Frau einem Fürstengeschlechte entstammte, lag durchaus nicht außer Bereich der Möglichkeit.

Tag für Tag war der Zirkus ausverkauft, Tag für Tag übte Sanjara ihre Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus. Unter die täglichen Besucher der Vorstellung gehörte Doktor Bonn; ihm lag die schöne Indierin Tag und Nacht im Sinn, ihr widmete er die zärtlichen Sonetten in der blütenreichen Sprache ihrer Heimat, begleitet von Blumenpenden, die seiner Würde empfindlich Schaden zugefügt haben würden, wäre seine finanzielle Situation weniger günstig gewesen, als sie es in der Tat war. Er galt als sogar sehr vermögend.

In indischer Sprache gestand er seine Liebe Sanjara, die all sein Sinnen und Denken erfüllte. Wie mußten die heimatischen Laute froh sie im fremden Lande vermissen.

Aber unnahbar war die Schöne; nicht die geringste Antwort ward dem Sehnsüchtigen zuteil, keiner seiner liebesglühenden Blicke, die er der Angebeteten bei den allabendlichen Vorstellungen zuwarf, ward erwidert. So würde, so hartnäckig — es ward zum Verzweifeln; das mußte ein Ende nehmen.

Doktor Leo Bonn erkundigte sich beim Impresario des Zirkus nach Wohn- und Gewohnheiten Sanjaras: alles, was er in

Erfahrung bringen konnte war, daß diese jeden Abend kurz vor ihrem Auftreten angefahren käme, wobei sie bereits im Kostüm sich befinde und von einer älteren Frau begleitet sei, die weder deutsch noch englisch französisch oder italienisch spreche und offenbar auch aus Indien stamme. Sobald die Indierin ihre Aufgabe erfüllt habe, begeben sie sich in dem auf sie wartenden Wagen wieder nach Hause. Niemand habe noch mit ihr sprechen können, da sie nur der Hindusprache mächtig sei und niemand vom Zirkuspersonal habe sie außerhalb des Gebäudes je zu Gesicht bekommen. Sie vermeide jeden Verkehr und lebe gänzlich zurückgezogen. Ihr Engagement sei mit einem Mr. Longdale, ihrem Impresario, abgeschlossen worden: durch ihn werde ausschließlich geschäftlich mit ihr verkehrt.

Mr. Longdale war ein feiner, liebenswürdiger Mann, der jeden Morgen beim Direktor vorsprach und mit allen Zirkusmitgliedern aufs freundlichste verkehrte, über seine Dame aber keinerlei Auskunft gab, verschlossen war wie das Grab, wenn Neugierige ihn auszuforschen versuchten.

Doktor Bonn war im Hotel gewesen, aber mit dem Bemerten zurückgewiesen worden, Miß Sanjara empfangen keinerlei Besuche. Er beschloß daher, den Impresario ins Gebet zu nehmen. Aber so liebenswürdig derselbe auch dem Gelehrten gegenüber sich benahm, über die junge Dame verweigerte er jeden Aufschluß und unglücklich zog der Liebende von dannen.

Doch Mr. Longdale hatte sich als feingebildeter Mann erwiesen, der ebenfalls einige Jahre in Indien gelebt hatte und dank der vielen zusammentreffenden Erinnerungen geschah es, daß die beiden Gefallen aneinander fanden und sich ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen entspann. Sobald jedoch das Gespräch auf Sanjara zu geraten drohte, verstummte Mr. Longdale entweder oder er schlug ein anderes Thema an. Doktor Bonn flehte seinen neuen Freund vergeblich um seine Vermittlung an, ihm eine Zusammenkunft mit seiner Angebeteten zu ermöglichen; alles war vergebens. — — —

Wieder war der Zirkus zum Bersten voll; das letzte Auftreten der Schlangenbeschwörerin war angeläutet. Auch Doktor Bonn war da; er befand sich in fieberhafter Aufregung. Es war das kein Wunder; hatte ihm doch sein Freund Longdale die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß Sanjara aus Dankbarkeit für seine Treue und zum Abschied nach der heutigen Vorstellung seinen Besuch in ihrem Hotel entgegennehme wolle. Welch ein Glück, die Herrliche von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit ihr sprechen zu können! Wie im Traum sah Doktor Bonn das Vorüberpringen der Pferde, das Arbeiten der Artisten; all sein Sinnen und Trachten war auf einen Punkt konzentriert, auf sie, die Unvergleichliche, die er heute Abend sprechen durfte.

Endlich. In nicht endenwollenem Beifall erstarrte das zahlreiche Publikum der gefeierten Schönheit den Tribut der Zuneigung und Verehrung. Lorbeerkränze und Blumen flogen in die Manege, „Auf Wiedersehen“ tönte es vielschallig durch die Halle und glücklich lächelnd, anmutig wie immer, verneigte sich dankend Sanjara und verließ den Zirkus.

Schnell folgte ihr Doktor Bonn auf Flügeln der Liebe ins Hotel. Ohne Hindernis gelangte er zur Wohnung der Schlangenbeschwörerin, wo er von deren Dienerin freundlich empfangen wurde.

Nach kurzer Zeit öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und Sanjara trat ein. Freundlich lächelnd ging sie auf den glücklichen Liebhaber zu, ihm die Hand reichend.

„Mein lieber Freund,“ begann sie mit sanfter Stimme im schmeichelndsten Akt und in jenem Deutsch, das die englische Zukunft verriet, „vor meiner Abreise möchte ich Ihnen Begegnung sagen und zugleich Sie um Vergebung bitten, daß ich Ihnen eine Enttäuschung bereite, die ich Ihnen wohl erspart hätte, wenn meine Zuneigung zu Ihnen mir die Fortsetzung eines Betrages Ihnen gegenüber nicht verböte.“

Bei diesen Worten entfernte sie die goldene Spange und gab das schwarze Haar in seiner ganzen Fülle frei. Entzückt wollte der Forscher zu ihren Füßen stürzen, aber sie hielt ihn auf. Mit einer raschen Bewegung hatte sie ihr Haar gefaßt, vom Kopfe gerissen und die Perücke von sich geworfen. Ein kurzgeschorenes Haupt kam zum Vorschein.

„Um Gotteswillen, Sie sind — —“

„Sanjara und Ihr aufrichtiger Freund Longdale in einer Person. Aber bitte verraten Sie nicht, was Sie gesehen, was ich Ihnen als Freund eröffnet habe.“

Der rettende Nebel.

Von Paula v. Reznicek.

(Copyright by Ernst Angel Verlag, Berlin W. 50.)

Wir saßen in Arosa beim Tee.

„Um 6 Uhr ist es stockdunkel“, meinte mein Vetter Kurt und biß in eine Roststange.

„Brechen wir auf — ich fahre diese schreckliche Straße nicht gerne nachts!“

Er hatte seine Patienten besucht und wir wollten noch

über Chur nach St. Moris. Unten am Bahnhof hielt uns ein Wachtmann auf.

„Fahren Sie nicht am Abend herunter — es ist zu gefährlich — wir warnen alle Autofahrer — der Weg ist eng, schon am Tag schwierig und besteht fast nur aus Kurven — außerdem haben wir Nebel!“

Kurt blieb Zigarettenrauch durch die Nase und überlegte. Ich machte Vorschläge zur Güte!

„Vorfall in Arosa. Erste Kurpässe. Wie poetisch! In jedem Hotel hundert Zimmer zur Verfügung. Mal was anderes. Bleiben wir oben! Gehen wir um 9 Uhr schlafen — welche Sensation!“

Aber Kurt drängte. „Zwei Patienten im Engadin, ein Stellschein in Meran“ — und schon fuhren wir los.

Zwischen Kabelgräben und Erdhautenhügeln — im 30-Kilometer-Tempo. Wir mußten die Scheiben hinunterlassen — es war stockdunkel — ein kalter Schneewind blies uns um die Ohren und je tiefer wir kamen — je nebliger wurde es. Man konnte keine Biegung — keine Wende übersehen — man fuhr auf Zufall — links metertiefe Abgründe — rechts Steinfelsen und Böschungen. Zuerst versuchten wir gleichgültige Dinge zu reden — schließlich sprachen wir gar nicht mehr. Jeder fühlte, was der andere dachte. Überkonzentrierte Aufmerksamkeit. 20 Kilometer in 1½ Stunden!! „Wie weit ist es noch?“ Doch ehe ich die Frage beendete heulte unser kleiner Fox schreulich auf. Er sprang und bellte wie ein Irrsinniger — ohne sich zu beruhigen.

„Halten wir, ich höre etwas...“, bat ich Kurt. „Wir sind nervös“, entgegnete er, „fahren wir ruhig weiter!“

Ein Windstoß zertrümmerte uns durch einen anliegenden Stein den linken Scheinwerfer. Wir mußten stoppen. Der Nebel war so dicht, daß man kaum eine Hand vor den Augen sah.

„Jetzt ist Schluss“, seufzte mein Begleiter ergeben. „Warten wir bis Morgengrauen“, schlug ich vor, „wir haben eine Decke, einen Pelz, ein wenig Kognak und viele Zigaretten!“

Nach einer Stunde waren wir blau vor Kälte. „Es ist Wahnsinn, ich versuche weiter zu kommen!“

„Ohne Scheinwerfer?“

„Ich kann doch fahren!“

„Dennoch — ich bleibe hier!“

„Du bist feig!“

„Wenn schon — lieber feig als tot!“

Heimlich schloß ich den Benzinhahn, stahl den Schlüssel sowie den Anlasser.

Nach zwei weiteren Stunden dösten wir ein, in 1500 Meter Höhe — bei Schneesturm in tiefstem Nebel.

Wir erwachen von Menschenstimmen. Es mußte sehr früh sein, denn die ersten Lichtstreifen kamen von Osten.

„Was ist los?“

Ein Sanitäter kam uns entgegen: „Niemand verletzt?“

„Wieso verletzt?“

„Ach, Sie wissen noch nichts? Kühn! Schritt vor Ihnen hat gestern Abend ein Auto mit drei Herren bei dem Nebel und dem Sturm eine Kurve übersehen, eine Brücke mitgenommen und sich überschlagen. Alle drei sind tot. Wir haben sie eben geborgen und fürchteten, daß auch Ihnen etwas passiert ist!“

Wir mußten drei Stunden warten, bis die Brücke repariert wurde. Die Brücke, über die wir bedingungslos gefahren wären! Wir waren noch schweigsamer als die Nacht vorher.

Das Pensionat der Affen.

Von Walter Hasenclever.

Auf der Autostraße zwischen Nizza und Cannes liegt der Zoologische Garten von Cros de Cagnes, dessen Plateau, bemalt mit bunten Fabelwesen, an allen Kellerecken der Riviera hängen.

Der Garten ist nicht groß, und die Tiere, die dort unschuldig zum Anblick der Menschen verurteilt sind, können nicht einmal das Meer sehen. Zwei hungrige Löwen umkreisen einander auf einem Raum von wenigen Quadratmetern, ein paar magere Hyänen blinzeln in die Sonne, das Nashorn liegt gelangweilt im Stroh, die Riesenschlange häutet sich, und das Dromedar frisst mit einer philosophischen Ruhe, aus der man schließen könnte, daß nicht der Mensch, sondern das Kamel das Maß aller Dinge ist.

Ein lebendiges Beet voll weißer Flamingos erinnert an die neuesten Frühjahrsstolletten, während der Schnabel dieser Tiere den geschminkten Amerikanerinnen gleicht, die ihr Alter in unverwundlicher Frische auf der Promenade zur Schau tragen. Zwei kleine malayische Bären beißen sich voll

Seiterkeit ins Ohr, und die Papageien vollführen einen Lärm, als ob sie auf einer Premiere wären.

Das Interessanteste sind die Affen. Sie sind in großen Scharen versammelt, und wenn unsere heimischen Zoos ein paar besonders schöne Exemplare brauchen, so wenden sie sich hierher. Es ist sozusagen ein Pensionat von Affen, in das man einen unerwarteten Einblick bekommt.

Seit es still wurde im Verhängungswalde, haben die Affen an Bedeutung verloren. Nachdem man sie erst für unser Dasein verantwortlich machte, verwarf man sie später als Mittel gegen den Tod. Ich weiß nicht, ob sich die Affen in dieser demokratischen Zeit bei einer allgemeinen Abstimmung entschieden hätten, das Alter unserer Geheimräte und Parlamentarier künstlich zu verlängern. Man hat sie, wie so oft in der Politik nicht gefragt. Das Selbstbestimmungsrecht der Affen wurde übergangen.

Man kann Staatswissenschaft nicht nur aus Büchern lernen. Zwei Stunden vor einem Affentag sind instruktiver als ein Seminar über Völlerrecht. Nicht als ob diese barbarischen Zustände für unsere Kultur maßgebend wären. Gott bewahre! Bei uns, nicht wahr, ist alles nach Vorträgen und Gesetzen geordnet, kein Unrecht geschieht den Schwachen, jeder kann in Frieden leben, nur ab und zu bricht ein kleiner Krieg aus ein großes Geschrei erhebt sich, keiner will angefaßt haben, und alle fallen übereinander her. Genau wie

Aber ich greife vor. Die Affen von denen hier die Rede ist, leben in einer zwangsmäßigen Gemeinschaft, die wir mit Staat bezeichnen können. Der Stärkste hat die Macht. Es ist die faschistische Lehre in Reinkultur. Ein absoluter Diktator steht an der Spitze des Käfigs, dem alle ihren Tribut sollen. „Der Staat bin ich“, sagt dieser Affe. Und so handelt er auch.

Dieser Affe ist ein großer, silbergrauer Bavian mit täuschenden Augen, die er keinen Augenblick von seinen Untertanen läßt, selbst nicht, wenn er frisst und stirbt. Und beides tut er reichlich. Er steht auf dem Standpunkt, daß ein Herrscher sich gut ernähren und für Nachkommen sorgen muß. Er betrachtet nicht nur alle Naturalien, sondern auch alle Frauen als sein Eigentum. Er frisst, damit die anderen nichts zu fressen haben und unterbricht die angenehmsten Beschäftigungen, um einen Racheakt auszuüben. Hier ist sein Pflichtbewußtsein vorbildlich.

Er sieht alles. Wehe, wenn ein Untergebener sich eine Mohrrübe oder ein Salatblatt holt! Dieser Käfig ist ein Kasernehof, auf dem nicht der Paradenmarsch, sondern die Massenflucht geübt wird. Wenn ihm einmal etwas entgeht, macht ihn ein schriller Schrei seiner Haremsskinnen auf den Übeltäter aufmerksam. Der Schutz des Eigentums ist organisiert.

Nur seine Damen dürfen mitfressen. Die Favoritin sitzt neben ihm. Die übrigen in respektvoller Entfernung. Und wenn eine wagt, diese Grenze zu überschreiten, was ihn in Wut bringt, läßt sie ihn ein, mit ihren Keizen vorlieb zu nehmen, was ihn jedesmal entwandelt. Ganz wie bei uns.

Die anderen Affen sitzen indessen im Winkel und nähren sich von den Resten. Sie wagen nicht zu fressen, aus Furcht, er könnte es merken. Sie tun so, als täten sie es nicht. Und wenn sie heimlich etwas herunterhakt, drehen sie ihm den Rücken damit er es nicht sieht. Sie haben allen Grund dazu, denn ein paar blutige Bisse sind die Folgen ihrer Insubordination.

Das Liebesleben des Tyrannen bemüht sich, allen Frauen gerecht zu werden. Er verlangt dafür absolute Treue. Sollte jemals eine Dame Lust bekommen, auf Abwegen zu wandeln, so folgt die Strafe auf dem Fuße.

Nach ge'aner Arbeit darf die Geliebte ihm die Flöße abfuchen. Ein rührendes Bild. Es zeigt, daß selbst bei Tyrannen der Sinn für Zärtlichkeit vorhanden ist. Und mit diesem verführerischen Ausblick wollen wir schließen.

Scherz und Spott

„Moderne Vererbung.“ „Wem ähnelt denn Ihr Sohn?“ fragte der Freund. — „Die Augen hat er von mir“, sagte der stolze Vater, „die Nase von meiner Frau, und die Stimme — ja, die Stimme muß er wohl von unserer Autohufe haben.“

„Küchengeschmeiß.“ „Gibt es denn heute nur einen Gang? Ausgerechnet Käse!“ — „Ja, mein Liebling“, gestand die junge Frau kleinlaut. „Das kam nämlich so: Die Beefsteaks gingen Feuer und fielen in die Speise, und da mußte ich die Suppe dazu benutzen, um zu löschen.“